

[Kopiedruck verboten.]

14]

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

11.

Nun, er hatte nicht geruht, und die Klar hatte nachgegeben: sie hatte den Tüncher Anderbach bestellt, hatte die Stube tünchen lassen und war mit dem Muster einverstanden, das der Philipp gewählt hatte, abschon es ihr gar nicht gefiel. Gar nicht. Das war ein Muster für den Friedensrichter, nicht für sie. Rote Rosen mit grünen Blättern, ganz hell und saftig, die in Bogen an der Wand hingen, wie sie Girlanden an die Häuser hängen, wenn das Sängerefest abgehalten wird. Das war gerade, als könnt man nur in seidenen Kleidern drin herumgehen, und der Anderbach hatte selbst gesagt: ihm sei's ja egal, und der Bub hätt einen Stuß.

„Hochmutsstuß, Hochmutsstuß, Hochmutsstuß!“ so wie er's dreimal hinter einander nach seiner Gewohnheit mit seiner ungläublich raschen Zunge sagte. Aber da hatte sie ihren Duben verteidigt und hatte ihm erklärt, daß das schöne Muster gerade so viel koste wie das ekelige, und daß die armen Leut auch haben könnten, was die reichen Leut hätten, besonders wenn's nit mehr kosten tät.

„Man kann sich doch das Leben grad so schön machen mit demselben Geld, und es braucht ei'm doch nit auch noch an die Wand geschrieben zu werden, wie lumpig man ist, so wie du's den armen Leut tust und ihnen was an die Wand schmierst, schön oder nit schön, gut für das Lumpenzug.“

Da hatte er sie angesehen und mit den Augen gezinkert, und auf seiner roten Weinnase gab's ein feines Funkeln, fast, als wär ein Streichholz dran angestrichen worden — so wie's im Funkeln nachleuchtet an der Wand — und das Funkeln lief blaurot hinauf bis in die Stirne unter das Kappenschild, und der Anderbach sagte:

„Was? Was? Was? Was schwächt Du, was schwächt Du, was schwächt Du?“

„Na ja, 's ist doch so!“

Da fuhr ihm der Born heraus, und er welschte hebräisch. Das tat er immer, wenn er zornig war. Er hatte es von den Juden gelernt, mit denen er viel verkehrte. Den Schluß seines Gewissens machte er mit einem dreimaligen: Katäsem, Katäsem, Katäsem — was so viel wie Lump heißt.

Aber die Klar kannte das Wort auch, und ihm nachspottend sagte sie, so rasch es ihre Zunge erlaubte: Selbst Katäsem, selbst Katäsem, selbst Katäsem! und ging rasch hinaus.

Das verjagte dem Anderbach den Born, und er lachte laut auf. Aber nach einer Weile hörte ihn die Klar von ihrer Küche aus doch im Selbstgespräch sagen: „Narrenmensch, Narrenmensch, Narrenmensch!“ Dann piff er. Und den ganzen Tag hörte das Pfeifen nicht mehr auf.

Aber der Klar war es nicht wohl in der feinen Stube, dem Philipp freilich war's noch nicht genug. Eines Tags fand sie ihn, daß er mit Petroleum und Rüböl die nußbaumene Kommode und das Schatullchen abrieb, daß er die Tisch- und Stuhlbeine polierte, die Stuhllehnen und die Banklehne, und alles anders stellte in der Stube. Das Gebrettchen hatte er abgenommen und die Perlenstransen umgedreht, die linke Seite nach außen, weil sie noch frisch war, den Lampenfuß hatte er fein abgerieben und den Rahmen vom Haussegen. Dann hatte er das Bild vom Großherzog aufgehängt, das er die Kirchweih von seinem „Kerwegeld“ gekauft hatte. Es war bunt und hatte einen Rahmen aus Blech, der aber wie das pure Silber aussah. Darum hatte er dann ein paar Photographien gehängt — ein Schulbild, auf dem auch der alte Krafft mit seinem weißen Bart war — ihr Bild, wie sie Mädchen war, und ein Bild vom Vater, wie er noch ein ordentlicher Bursch war und frisch und flott ausgesehen hatte. Das Bild war freilich ein bißchen blaß geworden. Aber der Philipp hatte das schön arrangiert, und man konnte meinen, man sei in einer Herrschaftsstube. Eines Abends sagte die Klar zu ihm:

„Sein ist's jetzt bei uns, wie bei Baronen.“

„Ach,“ sagte er, „lauter alter Kram. Was Geschaites ist damit nicht anzufangen.“

„Nit anzufangen? wiederholte die Mutter.“

„Na ja, sollst mal bei 's Krafft sehn.“

„So? Dann geh ganz hin“ — er hörte mit beleidigtem Ohr das hohe A in „ganz“ — „wenn Dir's bei Deiner Mutter nit mehr gefällt.“

„Ach, Mutter, Du redest dumme Sachen“ — er sagte nun nicht mehr ihr, sondern Du zu ihr — „Biegelereut sind Biegelereut, und Schullehrereut sind Schullehrereut. Du willst ja, daß ich Schullehrer werden soll, da kann ich doch kein Biegler bleiben.“

Das leuchtete der Klar ein, und sie nickte und lächelte. Aber wohl fühlte sie sich in der Stube nicht.

Deister stand sie auf der Treppe und sah nach der Eulenmühle mit einem bösen Blick. Da war der Philipp. Da ging er hin, sobald er nur seine Schulaufgaben gemacht hatte. Zu Hause wollte er nicht bleiben. Erst zum Spengler Schlüssel, der ihm Neben aus seinen Büchern hielt und lauter gefährlich Zeug vorräumte, und dann hinaus in die Eulenmühle. Bei den reichen Leuten fühlte er sich wohl.

Nun hatte sie auch noch die Dummheit gemacht und ihn mit der alten Uhr vom Vater zum „armen Lukas“ geschickt. Er sollte die Uhr als Abendmahlsgeschenk haben. Denn nun war er schon vierzehn Jahre — und hätte sie die Stange mit dem Schullehrer nicht im Kopfe, könnte er jetzt schon in der Biegelhütte arbeiten und Geld verdienen. Aber nein. Na gut — es war angefangen und wurde durchgesetzt. Der Anderbach sagte zwar immer zum Philipp: „Hochmutsstuß, Hochmutsstuß, Hochmutsstuß!“ aber wenn der närrische Anderbach sich auch ärgerte, was lag daran! Nun hatte der Philipp um die Uhr gequält. Den „weißen Sonntag“ hatte sie so müssen vorüber gehen lassen, ohne ihm etwas schenken zu können. Nun sollte er die Uhr haben. Er brauchte sie ja auch.

Jetzt hocte er noch jeden Tag bei dem einfältigen „armen Lukas“ und ließ sich die Uhr reparieren. Geschaites Geschwätz konnte der Lukas machen, aber getaugt im Leben hat er gar nichts. Sätt erst mal leisten und verdienen sollen mit seiner Geschaitigkeit. Aber nit! So ein bißchen da herumhoffeln. Dreck — da piff der Hund hinein. Und der Philipp hodte bei ihm und hörte sein Geschwätz an, als hätt der Lukas die Weisheit mit Köffeln gefressen. So ein Hoffelmännchen, der sich nicht einmal einen Hosenknopf richtig verdienen kann. Der war dem Philipp wieder gut genug, aber sie nicht. Die Eulenmühle, der arme Lukas, der Spengler Schlüssel, die alte Lisbeth und natürlich: der alte Krafft. Nur nicht seine Mutter. Nein, gegen den alten Krafft wollte sie ja nichts sagen; aber die andern. Und das Wort vom Anderbach kam ihr wahrhaftig selbst auf die Zunge: Hochmutsstuß, Hochmutsstuß, Hochmutsstuß!

Kam er ihr nur heim! Sie wollte ihm schon die Leber schleimen. Zornig stapfte sie die Treppe herunter und ging in die Biegelhütte — und schaffte wie ein Feind, vor lauter innerer Wut. Und wenn ihr einer mit mit einem Wörtchen zu nahe kam, dann flog ihm gleich ein ganzer Sautrog voll an den Schädel.

Die Klar sagte zum Philipp gar nichts. Sie fand nie den Mut so recht. Und wenn sie etwas sagen wollte, kam es ihr so dumm vor. Sie flüchtete sich hinter ein Schimpfwort. Bei jeder Gelegenheit schmiß sie ihm ein „Raushub!“ an den Kopf. Er sollte fühlen, wer er war und wer sie war. Und manchmal sagte sie auch „Hochmutsstuß!“

Aber er blieb doch, wie er nun einmal war.

Sein zweiter Vater, sagte sich manchmal die Klar, nur anders. Aber doch grad wie der.

Und sie hatte einen Born auf ihn. Aber noch mehr auf die andern, die Eulenmüllerbuben, den Schlüssel, den Lukas, den Krafft. Nein, auf den nicht. Aber doch.

Himmel! sie wollte auch was gelten!

Und manchmal kam ihr fogar die Angst, ob die Leute nicht recht haben könnten, ob's am Ende wirklich nicht gut ausgehe.

Aber sie hatte nun einmal den Narren dran gefressen, daß der Philipp etwas Extraes werden sollte.

Sie ging eines Tages zur alten Lisbeth und schüttelte der ihr Herz aus.

Die Lisbeth hörte sie ruhig an, dann sagte sie:

„Ja, klar, Du mußt die Wahl treffen — willst Du Deinen Buben haben, wie Du bist, oder willst ihn haben, wie Du Dir's gedacht hast, was Besseres. Dann mußt Du auch auf Dich nehmen, daß Dir's weh tut. Denn wenn sich einer nur auf eine Treppenstufe höher stellt, so guckt er halt schon herunter auf den, der drunten steht. Das ist so. Das hat noch kein Mensch geändert und wird keiner ändern. Bloß — Du hast's in der Hand — Du kannst Deinen Philipp wieder von der Treppe herunter nehmen. Das kannst Du tun. Die Wahl hast Du. Ob Du dann recht täkst — man hebt doch niemand in die Höh, um ihn wieder fallen zu lassen. Das tut weher, als gar nit gehoben.“

„Und ich?“

„Und Du? Ja, was denn, und Du? Wo er anfängt, hast doch Du schon aufgehört. Oder meinst Du, er wär für Dich da? Na auch, 's ist kein Mensch für sich allein da. Aber 's ist doch jeder Mensch zuerst für sich da.“

„Ich versteh Euch nit, Lisbeth.“

„Du hast was angefangen, klar, führ's aus. Das ist, was Du von Dei'm Buben hast. Weiter gar nichts. Rechne nit auf später. Du hast was angefangen, Du hast's ausgeführt. Kein Mensch lohnt und dankt Dir's — aber deshalb gilt's doch, was es gilt. Und dann trag, was es mit sich bringt. Ärger, Kummer, Feindschaft, Zurücksetzung. Es ist natürlich in unserer engen Gass' was Besonderes — und auch für Leut wie uns — wenn's aber nichts Besonderes wär, so hättest Du auch nichts dabei zu ertragen — und den Leuten täkst nit zählen — und der Philipp tät in der Kettenkaut stehen und wüßt nit weiter und wölst nit weiter.“

„Ihr meint, Majern?“

„Ja, ich mein. Nur nit gleich ein Verdienst und Bedankemisch haben wollen. Wenn man das will, kriegt man's nie. Was man tut, das tut man, weil man's so will und weil's ei'm freut. Weil man selbst eine Freud dran hat. Man muß an allem in der Welt eine Freud haben. Dann geht einem die Welt gar nicht mehr an. Dann kann man ganz „N für sich sein. Und dann hat man alles und braucht gar nichts zu erwarten.“

„So meint Ihr?“

„Ja, klar.“

„Und 's wär gut so?“

„Es ist ganz natürlich so. Es tut ei'm freilich weh, wenn einer was Besseres will, als man selber ist. Aber man muß doch seine Freud dran haben.“

„Na, wenn Ihr meint,“ sagte die Klar. Dann ging sie und behielt nur, daß sie sich freuen sollte. Das sagte sie sich beständig vor. Da war's ihr wirklich, als wär's ihr ganz hell. So ein bißchen wie Sonntag draußen im Feld. Wenn's so still ist. Grad als ob der liebe Herrgott selber sich am Bach an einen Weidenstumpf gesetzt hätt und guckte dem Wasser zu und hätt seinen Spaß dran, wie's läuft.

Als am Nachmittag dieses Tages der Philipp von der Schule heim durch die Gasse ging, stand die Lisbeth an ihrem Hoftorchen und wartete auf ihn. Sie hielt einen großen Milchtopf in der Hand. Sie fragte den Philipp, ob er ihr Milch holen möchte.

Er wurde rot. Und er betrachtete den großen Topf, den man beim Tragen gar nicht verbergen konnte. Er hätte gerne nein gesagt. Aber er sagte doch ja. Er nahm den Topf und ging. Zum Schnellbachs Michel. Auch noch.

„Nit wo anders?“

„Nein,“ rief ihm die Lisbeth nach, „dort hab ich die Milch bestellt.“

Sie ging ins Haus und schmunzelte.

Als der Philipp zurück kam, sah sie ihn freundlich an.

„Gelt,“ fragte sie, „hast's nit gern getan?“

„Nit beis Schnellbachs Michel.“

„Er kann Dich nit leiden?“

„Er ist ein Esel. Ein dummer Bauer.“

„Aber gebissen hat er Dich nit?“

„Nein.“

„Hast ihm grad in die Augen gesehen?“

„Ganz grad.“

„Er veracht Dich, weil Du arm bist — Du verachst ihn, weil er dumm ist. Willst Du da noch was heraus haben?“

„Weil er ein Esel ist, und ich nur arm bin!“

„Das gibt Dir kein Recht mehr, weil's eine Unrecht ist wie's andere. Nur — Du mußt zeigen, daß er Unrecht

hat. Du mußt was Tüchtiges lernen und leisten, und nit hochmütig dabei werden. Denn Hochmut ist Dummheit.“

„Ich bin aber nit hochmütig.“

„Du hast aber auch noch nichts den anderen Leuten voraus. Wer was voraus hat, das ist nur Deine Mutter, die ihr Gut und Blut an Dich hängt, damit Du was lernen und was werden sollst.“

Der Philipp sah sie mit großen Augen an. Sie beugte sich auf ihrem Stuhl ein wenig vor und stützte die beiden Arme auf den gerade und steif hingestreckten Holzsuh.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Mühle-Xander.

Eine Narrengeschichte aus dem Schwarzwald

Von Hans Michel Schneider.

(Fortsetzung.)

Im Dorfe R. wurde ein neuer Lehrer erwartet. Er kam stellte sich beim Bürgermeister vor, recht selbstbewußt und gönnerhaft, ließ die Gemeinderäte aufmarschieren und, selbstverständlich, bald saßen alle beim Bier. Der „frische“ Gemeindebeamte glänzte nicht nur als Gesellschafter, sondern zeigte auch den Schulmann. Er entwidelte sein Programm als Lehrer und Erzieher der Jugend, wie er eine tüchtige Bauernschaft und brauchbare Gemeindeglieder aus ihr machen wolle. Bürgermeister und Gemeinderäte staunten nicht wenig. „Dees isch e Ma bigoscht,“ sagten sie, „der verstohts. Un rede chan 't! wie 'n Herrgöttele!“ Die guten Bauern wurden warm, auch vom Wein, der in mehr als einem Doppelliter die Runde machte. Dann stand einer auf und feierte den neuen Leiter der Schule. Den müsse man doch gewiß durch was Besonderes ehren. Er stelle den Antrag eines gemeinsamen Nachfestes. Der Wärendwirt solle nur gleich anrichten. Auf Gemeindefosten natürlich! Und so geschah es, nachdem der Herr Lehrer mit einigen zarten Einwendungen nicht durchgedrungen war. Das Fest dauerte bis tief in die Nacht. Friedlicher, einmütiger, fiderer und ausgelassener sind die Dorfväter von R. nie zuvor und nie wieder beisammen gewesen. Jeder trug selig sein Häusle heim.

Am anderen Tag aber gab es sehr lange Gesichter. Das Bett des gefeierten Gastes im Wärendgasthof fand man leer und der wirklich neue Lehrer zog auf. Mühle-Xander erhielt vom Bezirksamt einen Straßzettel über 50 R. wegen groben Unfugs. Er zahlte sie lachend und erzählte es; viel besser als wie „Pflumenschluder“ den tollen Spreich spielen und meine Feder ihn hier wiedergeben konnte.

Im Finlen Kakenbuch der Ortschaft O. war nächtlicherweil Feuer ausgebrochen. Die Wehren und Hilfsmannschaften der Nachbarorte rüdten an, doch wollte der Hauptmann A. mehr zu sagen haben als der Hauptmann B. und darüber versagte der Angriff auf das Brandobjekt, bis einer ein Nachwort sprach, dessen Eintreffen niemand beachtet hatte. Er sei Rechtspraktikant und komme in Vertretung des Herrn Oberamtmanns. Er glaube, daß es auch ohne das äußere Zeichen der Brandhärpe, die er nicht für nötig gehalten habe, genüge, wenn er sage, das müsse so und so gemacht werden. Der Herr Rechtspraktikant gab demzufolge Befehle und die Lösung ging flott und erfolgreich von statten. Seine Autorität wurde unbedingt anerkannt. Beteiligte und Zuschauer waren voll des Lobes, gleicherweise über den diesmaligen Brandinspektor wie über den neuen Beamten des Bezirksamts. Sonst taten die jungen Praktikanten immer so herrlich und unnahbar, oft auch dünkelsaft, gedemütigt und gaben der mißtrauisch gewordenen Bevölkerung manchen Anlaß zum Ärger und zur Spottlust. Der Neue aber war ein erfahrener Mann, der es mit den Bauern verstand. Alle Achtung! Auch die inzwischen zur Stelle gekommenen zwei Gendarmen standen strammer und doch unbefangener als gewöhnlich vor dem Vertreter der großherzoglichen Regierung. Daß die übliche Amtschaise sich nirgends bliden ließ, fiel nur angenehm auf, wie auch das Fehlen der parade-mäßigen Brandhärpe. Er hatte jedenfalls nicht auf das Einspannen warten wollen und war einfach zu Fuß gegangen. Und wegen der Schärpe meinte ein grauöpfiger Feuerwehrmann: „Da häts ebe im Kopf un it (nicht) vorm Bauch (Bauch)!“ Das fremde Gesicht erregte ebensowenig Bedenken, denn daß bei den Ämtern die jüngeren Herren in einem fort wechselten, war man ja gewohnt.

Nur das Bezirksamts selbst, dessen feuerpolizeiliche Aufsichtsgewalt er so würdig durchführte, zeigte kein Verständnis für Mühle-Xanders Beamten-genie. Die Strafverfügung ließ nicht aus. Ob sie dieses Mal wieder auf groben Unfug lautete oder auf unbedingte Aneignung eines Titels, Mißbrauch der Amtsgewalt oder so ähnlich, entzieht sich der Kenntnis des Wiedererzählers.

In B. war Wahlkampf gewesen. Harmlos wie die Polizeiwidrigkeiten unseres Helden. Bürgermeisterwahl. Sie hatten einen ruhigen friedlichen Mann auf den Schild gehoben. So ein Gscheidle, einen Sprühkopf und Sprüchmacher wollen wir

nicht, bestimmte die Mehrheit und wählte ihn den Gauftuern zum Troß. Freilich, der Klügste und Tapferste war Franzsepp, der Häfelebur, kaum und namentlich das Reden seine gar schwache Seite. Deshalb hatte er auch nicht recht wollen und ihm graute ein wenig vor der Amtiererei, vor dem Ansfangen zumal. Das ganze Dorf, Weiberböcker und Zapfenkinder, kam heute im „wilben Mann“ zusammen und da mußte der neue Bürgermeister selbstverständlich eine Rede halten. Nun waren sie alle da, die Musikanten hatten schon einen Marsch geblasen und der Hähneiner, dessen Mundwerk überall zuvorderst marschierte, der Wortführer von der Gegenpartei, ein „halber Sozz“, hub gerade an, den neuen Herrn Bürgermeister, „da es nun doch einmal so gekommen wäre“, namens der Mitbürger zu begrüßen, ihm und der Gemeinde Glück zu wünschen, in der sicheren Zuversicht, daß usw. usw. Troß der halb impertinenten Ansprache — wie eine Kasse, die mit ausgezogenen Krallen streichelt — wurde zum Schluß tüchtig Hoch und Bravo geschrien, Freund und Feind stieß mit den Gläsern an. Und dann schienen die Blicke der ganzen Versammlung nur auf den Gegenstand der Feier gerichtet; die große Erwartung glöhte ihn an. Der Mesner, der bereits einen zuviel hatte, zitierte: „Alle Augen warten auf Dich, Herr!“ Der Bürgermeister holte also wohl oder übel die Rede hervor, die er gestern Nacht, der ersten schlaflosen in seinem Leben, mühselig aufgesetzt hatte, nahm einen Schluß und hüstelte. Von hinten aus der Ecke rief der Leichen- und Fleischbeschauer Andreas — auch so ein „roter Chaib“ —: „Stand uff, Burgemeister! oder haste it (kannst Du nicht) schwäze?“ Da stand er auf und fing an: „Ihr Herren und lieben Mitbürger, hochzuverehrende Versammlung! Ihr alle seid in Scharen herbeigeströmt, um mich, dem Erwählten, die Ehre zu geben . . .“ Hier stockte die Rede. Soweit war sie gründlich auswendig gelernt worden, jetzt jedoch reichten des Sprechers flackernde und vom Tabaksdunst wässrigeren Augen nicht bis zu dem Geschriebenen auf dem Tisch. Er nahm mit zitternder Hand nochmal einen tiefen Schluß Nothhauser Staatsbier. Einige hämische, höhnische und viele mitleidige Gesichter starrten her zu ihm. Und nun geschah das Unerwartete, Rätselhafte, fast Wunderbare. Franzsepp Häfelebur, der neue Bürgermeister, begann aufs neue zu reden. Anfangs ein wenig stockend, dann festler, flott und flotter und zuletzt klar und schön; wie eine Waldquelle flossen ihm die Worte von den Lippen. Dabei schaute er nicht mehr auf sein Papier, sondern ruhig gerade aus, den hartlosen, scharfgeschnittenen Wälderkopf mutig aufrechthaltend. Seine Rede erzählte von den Leiden und Freuden, den Sorgen und Erfolgen einer kleinen Schwarzwaldgemeinde, der guten Gemeinde W., und wie es zu machen sei, daß sie im alten bewährten Gleise rüstig vorwärts schreite, damit der Bürgerstand gute Ernte halten und die von Gott eingesetzte Obrigkeit zufrieden sein könne. Das Wohl jedes einzelnen solle zum Gesamtwohl sich vereinen und er wolle der ganzen hier versammelten Familie ein ernster, arbeitstüchtiger, liebevoller Vater sein. Auf das Wohl der ganzen Gemeindefamilie leere er sein Glas, sie möge wachsen, blühen und gedeihen! Dreimal dreifach hoch, erscholl es wie aus einem Munde, und alles drängte zum Redner hin, ihm die Hände zu drücken. Nicht nur den Weiberböckern, auch manchem von den Männern standen Tränen in den doch freudig erregten Augen. Noch lange sah man beisammen; einige vergaßen sogar das Viehfüttern. Das Trinken, Singen und Redenhalten jedoch wurde nicht vergessen. Die es nie zu können glaubten, taten an diesem Tage dem Bürgermeister nach. Auch der Sprach noch einmal, aber nur dieses: „Ich kann nicht mehr, ich danke Euch allen!“ Dabei fuhr er mit dem großen roten Sacktuch in die feuchten Winkel über der Nase. Ein schöneres Fest hat das Dörflein nie erlebt.

Rühe-Kander, der gute Gefell, der Hezenmeister und Allerweltsterle, trank mit den Festgästen bis tief in die Nacht, den ganzen großen Stiefel, den er vertragen konnte und sein Freudenrausch machte die Stimmung voll und toll. Aber erst, als Bürgermeister Häfelebur das Reden aus eigener Kraft erlernt hatte, plauderte Kander. Wie er an jenem Nachmittage, gedeckt durch die breiten Rücken zweier mitschuldiger Gemeinderäte, des Franzsepps Spegel und Meistbegünstigter, diesem die allerhöchste Bauernrede zugestüstert hatte! Ach, daß doch jeder ehrenhalber verpflichtete Jungferneredner einen solchen Souffleur fändel —

(Schluß folgt.)

## Am Ghetto des feldes.

Was Whitechapel für London ist, das bilden — wie ein geistreicher Pflanzenforscher sich einst ausdrückte, — die Feldwegränder, Raine, Eisenbahndämme und unbebaute Hügelabhänge, die Sammelstellen von Feldabraum und die Schuttanger in der Nähe menschlicher Wohnungen für das behaute Land: hier haben wir ein Ghetto des feldes, wo alle jene Kinder Floras eine Zufluchtsstätte finden, die der Landmann aus seinen Aedern und Wiesen verbannt und nach Möglichkeit vertreibt. Zwar üben die hier in Betracht kommenden Kinder Floras eine ähnliche Gartenmächtigkeit, wie sie jenem Menschenstamm eigen ist, dem das Ghetto seinen Ursprung verdankt, und mit unerbittlicher Zähigkeit erscheinen sie zum ärgsten Verdruß des Landmannes immer wieder unter dessen

Saaten; allein zu behaupten vermögen sie sich dauernd stets nur im Ghetto des feldes. Durch die verschiedenartige Bewirtschaftung der Aeder und felder, die keine Rücksicht nehmen kann auf die Unkräuter — es sei denn, daß diese Rücksichtnahme darauf hinausläuft, wie die Unkräuter zu belämpfen sind — wird bedingt, daß hier und dort bald diese bald jene Pflanze unterdrückt wird, bevor sie ihren Lebensabend zu einem natürlichen Ende führen konnte. Stellen wir uns vor: Ein Ackerstück, das seine Sommerfrucht dem Landmann abgeliefert hat, bleibt als Brachacker liegen bis zum nächsten Frühjahr. Daneben liegt ein Ackerstück, das noch im selben Herbst umgepflügt und mit Getreide bestellt wird. Auf beide Ackerstücke wird der Wind neben vielen andern Samen auch solchen getragen haben, der noch im Herbst zur Keimung gelangt und die erste Entwicklungsstufe von Pflanzen erstehen läßt, in der die Gewächse den Winter überdauern, um zeitig im kommenden Frühjahr ihren Flor zu eröffnen und dann Frucht anzusetzen, womit das Leben dieser Pflanzen zum Abschluß gekommen ist. Das sind zweijährige Gewächse, von denen hier als Beispiel das Hungerblümchen, der Ader- oder Feldehrenpreis und die Vogelmiere genannt sein mögen. Als winzige Pflänzchen, mit nur wenigen, gedrängt stehenden, vertürzten Blättern überleben sie, dicht dem Boden angeschmiegt, den Winter, aber nur auf dem Brachacker, allwo sie im Frühjahr zur normalen Entwicklung gelangen und ihr Dasein schon abgeschlossen haben, das heißt, keimfähigen Samen erzeugen, wenn der Bauer den Acker schollert. Jener Ackerteil, der noch im gleichen Herbst umgepflügt wird, kennt im Frühjahr diese Gewächse nicht, denn hier hat die Pflugchar die Pflanzen in ihrer ersten Entwicklung jäh zerstört; entweder wurden sie tief unter die Erdoberfläche gebracht, wo sie ersticken mußten oder sie wurden entwurzelt und sind dem Winterfroß zum Opfer gefallen. So hat der Bauer einen Teil seiner Feinde besiegt. Wo der Acker alljährlich gepflügt wird, da vermögen mehrjährige Gewächse nur in den seltensten Fällen aufzukommen. Auch durch die Wechselwirtschaft im Feldbau wird das Leben manches Unkrautes in Frage gestellt.

Kann auch der Landmann der Feldblumen in seinen Kulturländereien nicht vollständig Herr werden, so gelingt ihm die Bewingung doch bis zu einem gewissen Grade. In ihrer vollen Natürlichkeit vermögen die Ackerunkräuter sich darum nur dort zu entfalten, wo sie dem Landmann aus den Kulturen entflohen sind, im Ghetto des feldes. Zwar macht auch hier, am Raine wie am Grabenrand, auf Wähdämmen wie auf steilen Hügelu menschlicher Eingriff sich bemerkbar, bald wird hierher Vieh zum Weiden getrieben, bald wird das Gras und das Kraut gemäht. Allein es handelt sich hierbei doch um keine ständig und regelmäßig wiederkehrende Erscheinung menschlicher Kultur, und so findet hier auch nur eine gelegentliche Unterdrückung der natürlichen Entfaltung statt. Für gewöhnlich vermögen die Kräuter im Ghetto des feldes ein Leben zu führen, wie es ihren Ansprüchen zufolge. Darum zeigen sie sich hier auch stets in schönster vollkommener Entfaltung. Volle Geltung hat dieser Ausdruck vornehmlich für jene, die sich in ihrer Entwicklung nicht der Vegetationsperiode von solchen Kulturpflanzen, mit denen sie zusammen die felder und Aeder bevölkern, anzupassen vermögen. Manchem der Ackerunkräuter vermag der Landmann durch seine gewöhnlichen Kulturmethoden gar nicht beizukommen, er muß zu ihrer Unterdrückung erforderlichenfalls zu ganz besonderen Belämpfungsmethoden greifen. Kornblume, Kornrade und Adermohn seien als Beispiele für jene Pflanzen genannt, die mit der Reife des Getreides ihrem unnatürlichen Lode ruhig entgegengehen dürfen, haben sie doch bereits in reichem Maße für Nachkommenschaft georgt. Allein auch solchen Gewächsen ist dort, wo des Menschen Hand nicht in ihr Dasein eingreift, eine ganz andere Entfaltung möglich. Im Ghetto des feldes leben sie wochenlang noch weiter, wenn ihre Schwestern im Getreidefeld dem Schnitter zum Opfer gefallen sind. Das einzelne Individuum gelangt hier zu viel stärkerem, verzweigten Aufbau seiner einzelnen Glieder, sein Habitus wird viel charaktervoller. Gleich einer Tanne, die frei auf der Waldhöhe aufwächst und die deshalb nicht so schwächlich in die Lüfte schießt wie die Stämme im dicht geschlossenen Forst, allwo die Einzelwesen zu einem Bettlauf nach dem Licht verurteilt sind —, so geht die Pflanze abseits der Kulturstätten der Menschen in die Breite. Im Ghetto des feldes kommt das Einzelwesen zur Geltung, auf dem Kulturboden wirken die Kräuter durch ihre Massen. Der Vergleich einiger weniger Kornblumen aus einem Getreidefeld mit solchen von brachliegender Landschaft wird sofort den großen Unterschied bezeugen; nur an den Rändern der Kulturfelder, wo die Kräuter aus dem Palmenwalde herauswachsen können, dort nehmen sie ähnlichen Umfang an wie jene auf unbedecktem Gelände. Vielleicht entfalten sie sich hier noch üppiger, steht ihnen doch der reiche Nährstoff eines Kulturbodens zur Verfügung.

Das Aussehen der Vegetation in Ghetto des feldes wechselt nicht nur im Laufe der Jahreszeiten, es wechselt auch nicht selten im Laufe der Jahre. Ganz frei von Unkräutern ist kaum eine Saat der Kulturpflanzen. Viele Kulturpflanzen haben ganz spezielle, ihnen eigentümliche Unkräuter. Sobald nun mit den Kulturpflanzen gewechselt wird, ist die Möglichkeit gegeben, daß auf den Feldern ganz neue Unkräuter aufwachsen, die alsbald auch auf das Unland gelangen und hier versuchen, Daseinsberechtigung zu erhalten. So ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß im Laufe der Jahre eine Flora durch eine andere

verdrängt oder im Aussehen doch beeinflusst wird. Oder es tritt ein bestimmtes neues Unkraut auf, das dem Ghetto des Feldes seinen speziellen Stempel aufprägt, um im nächsten Jahre vielleicht schon wieder zurückzutreten oder gar ganz zu verschwinden. Die Bodenverhältnisse sprechen hier gar sehr mit; selbst die Unkräuter sind oft gar wählerisch, und wo einem Straute die gegebenen Lebensverhältnisse nicht zusagen, da schiebt es sich das Leben wohl einmal ein Jahr mit an, aber es verzichtet mehr oder minder vollständig auf das Wiederkommen. Manche Kräuter erscheinen an gewissen Stellen auch nur deshalb alljährlich wieder, weil sie alljährlich mit dem Saatgut aufs neue eingeschleppt werden. Mancherlei andere Umstände tragen weiter dazu bei, die Flora der Brachländer in ihrem Charakter zu bestimmen, die Grundwasserhältnisse, Verteilung von Licht und Schatten u. a. mehr. Immerhin gibt es Pflanzen, die so ziemlich jeden Abraumplatz beleben, das sind die Kosmopoliten, Pflanzen, die fast überall auf der Erde ihre Daseinsberechtigung erwieien haben. Zu solchen Allweltspflanzen zählen einige Kressearten, das Hornkraut, Brennnessel, Wegerich, Aderwinde, Aderispargel, Eisenkraut und manche Gräser. Aber auch Pflanzen, die nur in unieren Zonen Heimatrecht haben, sind zum Teil ständig vertreten. Manchmal ist hier die Flora eine recht buntgemischte Pflanzengemeinschaft, ein andermal tritt wieder eine bestimmte Pflanzenart in den Vordergrund.

Überall vertreten ist das Gras, richtiger gesagt: das Heer der Gräser, denn was wir gemeinhin als Gras bezeichnen, das ist zu meist eine Ansammlung der verschiedensten Gräserarten, deren Unterscheidung allerdings nur dem Spezialisten interessant erscheint. Wer als Nichtbotaniker vernimmt, daß das, was er einfach Gras nennt, sich aus vielen Dutzenden von einzelnen Arten zusammensetzt, dem mag es unmöglich erscheinen, all diese Arten auseinander zu kennen. Und doch ist es gar nicht so schwierig, die Grasarten zu unterscheiden, wenigstens zur Blütezeit nicht. Nur Beharrlichkeit und Urteilsstärke sind neben einer guten Lupe erforderlich; dann weichen die Schwierigkeiten, hinter denen die Erkennungsmerkmale der Grasarten verschauelt liegen. Wer da hört, daß reichlich anderthalb hundert Grasarten in der deutschen Flora bekannt sind, dem wird es auch nicht mehr wunderbar erscheinen, daß das Gras im Ghetto des Feldes nicht überall das gleiche ist. Aber das Gras als Familie ist vertreten, selbst manche Gattungen und Arten sind ziemlich allgemein.

Auch Gänseblümchen, Ehrenpreis und Sternmiere sind fast überall vertreten, selten finden wir einen Rain oder sonst ein Stück Land, auf dem nicht zum mindesten eins von diesen Kräutern seine Blüten den ersten wärmenden Frühlingssonnenstrahlen entgegenstreckt, und nun hinausgeht den ganzen Sommer hindurch bis in den Winter hinein Blüten treibt und fruchtet. Ja selbst im Winter sind, beim Gänseblümchen zumal, Blüten keine Seltenheit. Die Vogelmiere ist wohl das verbreitetste und lästigste Unkraut, da es fast ununterbrochen reife Früchte produziert und durch diese immer wieder in den Kulturboden eindringt. Vereinzelt schieben sich zwischen diese Allweltspflanzen Frühjahrsblüher das grünlich blühende Bisantraut mit seinem Moisannduft, das schon im März blühend zu finden ist, die Hamanemone, die etwas später folgt, das Schwarbodkraut mit seinen hübschen gelben aber unfruchtbaren Blüten und seinen kleinen Knöllchen, die Anlaß gaben zu der Fabel vom Getreiderägen; ein seltener Gast ist die schwarze Wieswurz, die bei günstiger Witterung schon um die Jahreswende blüht — Hustlatic, Lungenkraut, Hundsvetchen und noch manch anderes Gewächs gibt bald hier bald da der gesungenzeichneten Sippe Gesellschaft.

Auch Hirtenäschel, gemeines Kreuzkraut, Hederich, Aderhornkraut und andere mehr, die weit verbreitet sind, zählen zu den früheren Blühern, von denen man aber während des ganzen Sommers neben Pflanzen mit reifen Früchten jüngere Pflanzen in der Blüte findet. Etwas weniger häufig, aber doch noch ziemlich allgemein tritt der Reiherrnanabel mit seinen explosiven Früchten auf; auch diese Pflanze blüht vom Frühjahr bis in den Herbst hinein.

Der Hahnensfuß prägt im Mai manchem Ghetto des Feldes seinen weithin glänzenden gelben Stempel auf und daneben erblüht zu gleicher Zeit eine große Zahl gedrungen wachsender Kreuzblütler, bei denen es heißt: die Masse muß es bringen, so unscheinbar sind die einzelnen Blüten. Und nun erfolgt ein wechselreiches buntes Blühen ohne Unterlaß viele Wochen hindurch. Da kommen der Gundermann, die Kleckart, der Salbei, die Kamillen, die Labkräuter, die hübsche Reannele, Kornblume, Mohn, Disteln, die Fingerkräuter und viele andere mehr, die hier und dort fehlen, an anderer Stelle in bescheidener Anzahl vorhanden sind und manchen Orts auch bestimmend für den Gesamteindruck werden. Ist der Sommer nicht gar zu trocken, so wird dem Blühen erst mit dem Froste ein Ende bereitet, sonst schiebt sich zwischen Frühsummerflor und Herbstflor auch wohl eine kurze Spanne der Dürre, namentlich wenn der Boden recht wasserundurchlässig ist und Winterfrost Erika, die Heide, mit ihrem Basallenstaub sich nicht ansiedeln konnte.

Eine ganz besondere Stellung unter den Pflanzen, die das Ghetto des Feldes überziehen, nehmen die sogenannten Ruderalpflanzen ein, die sich mit großer Vorliebe auf den umgebauten Plätzen in nächster Nähe der menschlichen Wohnsitz ansetzen, und hier eine einträchtige, aber wenig schöne Gesellschaft bilden, die

gegen die Pracht der Flora im Ghetto draußen zwischen den Feldsturen sich verstoßen muß. Die Heimat der Ruderalpflanzen ist der „infiizierte Boden um Jauchegruben, Aborte, Düngerhaufen, Hausabfallagerungsplätzen“, und hier sorgen sie, daß nichts unkommt im Kreislauf der Natur. Der Standort der Ruderalpflanzen ist durchtränkt von den Ueberresten organischen Lebens, und das sind die Lockmittel, die die Ruderalflora detact in die sonst wenig einladende Umgebung hincog, wo nun die Abfälle menschlichen Lebens dem Leben wieder zugänglich gemacht werden. Als die charakteristischen Formen dieser eigenartigen Flora betrachtet Francis die folgenden meist allbekannteren Pflanzengestalten: Gänsefuß, Ruderalresse, Erigeron, Melde, Kagenminze, Amarant, Kumez, Distel, Ballote, Glaskraut, Laubnessel, Ehrenpreis, Rauke, Brennnessel, Klee, Stachysel, Nachtschatten, Wilsenkraut, Nachsterge, Hundslamille und Gänsefistel. Im ganzen zählt eine besondere Botanik für die Unkräuter und Abraumpflanzen an 200 Arten. Manche der genannten Pflanzen begegnen uns auch draußen im freien Felde, aber nie in der bestimmenden Weise wie auf den „Nützplätzen der Städte“. Häufiger als in dem weit vor den Toren der Stadt gelegenen Ghetto des Feldes siedeln sich allerlei Gartenflüchlinge unter den Ruderalpflanzen in der Nähe menschlicher Wohnungen an. Diese sind es, die dann der sonst ziemlich triste aussehenden Flora einiges blumiges Leben im Aussehen verleihen. Jene farbenfrohe Buntheit, wie sie der eintretende Sommer zwischen den Aedern und Feldsturen des weit draußen liegenden bebauten Landes antrifft, die sucht man aber stets vergebens an jenen Stätten, die die eigentliche Heimat der Ruderalpflanzen sind. Herm. Krafft.

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

Johan Stjoldborg. Unsere Leser erinnern sich gewiß noch mit Vergnügen der prächtigen Erzählung „Sara“, die wir im Juni dieses Jahres veröffentlichten. Die Dichtungen des Verfassers dieser Novelle, des Dänen Johan Stjoldborg, will nach einer Mitteilung des „Buchhändler-Vorienblattes“ der Literaturauschuß der vereinigten dänischen Häuslervereine (die einen sehr starken Mitgliederbestand aufzuweisen haben) in den breitesten Kreisen des dänischen Volkes bekannt machen, indem er eine große Volksausgabe der Werke Stjoldborgs herausgibt.

Wie „Sara“ so beschäftigen sich die meisten literarischen Arbeiten Stjoldborgs mit den kleinen Freuden und den großen Leiden des dänischen Häusler-Kleinbauern-Stums, deren Eigenart der Dichter scharf beobachtet hat und deren Verhältnisse, die sich übrigens in wirtschaftlicher Beziehung während der letzten fünf Jahre sehr gebessert haben sollen, er mit Ernst, Wärme und Frische schildert. Es ist daher begreiflich, daß die Organisation der Häusler die Herausgabe der Werke Stjoldborgs betreibt, zumal da dieser (geboren im Jahre 1861) selber der Sohn eines Häuslers ist und erst über die Station des Landlehrers zur Literatur kam.

Das erste Lieferungsheft der Stjoldborg-Erzählungen ist gerade erschienen, und der Dichter erzählt darin von den großen Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, als er bei Beginn seiner literarischen Laufbahn auf die Suche nach einem Verleger ging.

### Paläontologisches.

Zwei merkwürdige ausgestorbene Tiere sind jetzt zum erstenmal in der geologischen Abteilung des Britischen Museums in London zur Aufstellung gelangt. Das erste ist ein sogenanntes Diprotodon, ein riesenhaftes Weichhäuf, das zu der niedrigsten Gruppe der Säugtiere, also den Beuteltieren nach heutiger Benennung, gehörte und vor vielen Jahrhunderten in Australien hauste. Das ehemalige Vorhandensein dieses Tieres ist freilich schon seit langem bekannt und die erste Beschreibung von Resten stammt von dem berühmten Naturforscher Richard Owen. Jetzt aber ist es zum erstenmal gelungen, ein vollständiges Knochengeriüst von diesem ungeheuer zusammen zu bringen, das für die Entwicklung der Säugtiere eins der interessantesten Schaustücke darstellt, die ein Museum überhaupt besitzen kann. Besonders auffällig sind an einem so mächtigen Tier die geradezu winzig erscheinenden Zähne. Auch der Schädel, den Owen zur Untersuchung vor sich hatte, ist jetzt wieder hervorgeholt worden, und man hat bei seiner genauen Prüfung erkannt, daß bei seiner damaligen Beschreibung Zertümer unterlaufen sind, die freilich in jenem Kindesalter der Paläontologie begreiflich und entschuldbar sind. Noch größeres Aufsehen unter den Sachverständigen erregt die Aufstellung der Ueberreste eines ausgestorbenen Tiers aus Madagaskar, das einen gleichfalls riesenhaften Vertreter der Halbaffen vorstellt, die bekanntlich auf diese Insel gänzlich beschränkt sind. Früher wußte man von diesen Ulemuren nur sehr wenig, während jetzt in den Sümpfen der großen Insel durch Dr. Staüding neue Funde gemacht worden sind, die zur Aufklärung geführt haben. Unter anderem hat sich der überraschende Schluß ergeben, daß diese Halbaffen wahrscheinlich zum Teil im Wasser lebten, während die meisten jetzt lebenden Lemurenarten, die zu den lebhaftesten Massen unserer zoologischen Gärten zu gehören scheinen, fast ausschließlich auf Bäumen hausen, wo sie durch die starke Entwicklung ihres Greifschwanzes beneidenswerte Kletterkünste auszuüben vermögen.